



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den amtlichen Statistiken werden die des Generals Booth fleißig verwandt. Das Werk kann als ein Handbuch empfohlen werden, das die Monographien über die einzelnen Zweige der englischen Arbeitersoziologie: Arbeitslohn, Lebenshaltung, Arbeitsweise, Arbeiterschutz, Koalitionsrecht, Gewerkschaften, Genossenschaften ersetzt.

Zugleich mit Steffens Werke lasen wir die Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters, herausgegeben und eingeleitet von Paul Göhre (bei Eugen Diederichs in Jena und Leipzig, 1905). Die Leser erinnern sich vielleicht der Autobiographie des Arbeiters Fischer, die Göhre vor zwei Jahren herausgegeben hat, und die wir im vorjährigen zweiten Bande der Grenzboten Seite 602 angezeigt haben. Sein diesmaliger Schützling, Theodor Bromme aus Ronneburg im Altenburgischen, hat uns den Gegensatz zwischen Deutschland und England recht lebhaft vergegenwärtigt und aufs neue davon überzeugt, welchen Segen Deutschland in seinem glücklicherweise noch ungebrochen dastehenden Bauernstande hat. Das tiefe Gemütsleben dieses Bromme, seine Empfindungsweise, sein starker Familiensinn, seine körperliche und seelische Reinheit und Keuschheit hat er ohne Zweifel dem Umstande zu verdanken, daß er bis zu seinem siebenzehnten Lebensjahre bei seinen Eltern gewohnt hat, und daß beide Eltern dem Bauernstand entstammten, dessen Traditionen sie in ihren Haushalt mitgebracht haben. Diese Traditionen verkörperten sich gewissermaßen in den zwölf Gebetten Betten, die seine Mutter als Aussteuer bekommen hat. Theodor hat bei der Verheiratung seinen dürftigen Hausrat auf Abzahlung gekauft und das dritte Bett angeschafft, als das sechste Kind kam; seine Kinder werden mit proletarischen Traditionen in das Leben eintreten.



Literatur

m Jahre 1888 schrieb Professor Schönbach in Graz eine nützliche Anleitung für gebildete Menschen zur Auswahl ihrer Lektüre, deren sechste Auflage wir in den Grenzboten (1900, II, S. 384) ausführlich besprochen haben. Damals hatte es das Buch im ganzen auf zwölftausend Exemplare gebracht. Im Jahre 1905 ist die „Siebente, stark erweiterte Auflage“ unter dem bisherigen Titel: „Über Lesen und Bildung“ (Graz, Leuschner und Lubensky; 4,50 Mark) erschienen; sie ist dreitausend Exemplare stark. Das ist gegenüber der enormen Verbreitung zahlreicher Schundbücher für ein so nützliches und dabei billiges Buch gewiß nur ein bescheidener Erfolg, ein Beispiel, wie schwer sich das Gute durchsetzt. Man kann dem Verfasser wahrlich nicht den Vorwurf machen, daß er in seinen früheren Auflagen den modernen Literaturrichtungen nicht gerecht geworden wäre. Im Gegenteil, wer mit ihm die Maßstäbe aus der Vergangenheit zu nehmen gewöhnt ist, wird wohl eher den Eindruck gehabt haben, daß er in der Schätzung der Hauptträger der neuesten Literatur reichlich hoch gegriffen habe. In dem Vorwort der neuen Auflage findet er die Hauptpersönlichkeiten nicht gewachsen,

den Nachwuchs zwar dicht, aber klein und kümmerlich blaß aufgesproßt, und ein neu hinzugekommener Aufsatz („Ausblicke“) sei, wie er meint, wohl etwas trüber gefärbt, als es sonst seiner Art entspreche. Das liegt aber doch nicht an ihm, sondern an dem „Nachwuchs.“ Uns selbst ist die unbeschreibliche Dürre unsrer sogenannten schönen Literatur durch die letzten Weihnachtskataloge mit ihren Sensationsnummern Götz Krafft und Hilligenlei wieder einmal auf erschreckende Weise zum Bewußtsein gebracht worden. Schönbach stellt in seinen „Ausblicken“ eine Anzahl von Merkmalen der jüngsten deutschen Literatur zusammen. Zunächst eine Überschätzung der eignen Leistung, wie sie keine frühere Periode gehabt habe, sodann ein scheinbares Übersäumen von Jugendkraft, das aber in Wirklichkeit der Ausdruck überreizter Schwäche, vorzeitigen Alters sei. Etwas ganz neues ist ferner der Berufsschriftsteller, der von seiner Feder leben muß, wenn er nicht reich ist. Wie das auslaufen mag, ist noch nicht abzusehen. Gewiß ist nur, daß er anders beurteilt werden muß als der vergangne, der seine Werke oft der Not und den Schmerzen abrang und doch in größerer innerer Freiheit schuf als jener, der den Neigungen des Publikums nachlaufen muß. Endlich die Kritik, die auch ein Beruf geworden ist und einen Teil des Geschäftsbetriebes der Schriftstellerei ausmacht. Gab es früher Cliquen von Dichtern und Kritikern, die oft in denselben Personen zusammenfielen, so gibt es heute Ringe von Buchhändlern, Assoziationen von Verlagsfirmen, die die Veröffentlichung von Dichterwerken geschäftsmäßig betreiben und für ihren Vertrieb durch eigne Zeitschriften und einen Stab von Kritikern ebenso sorgen wie andre Kaufleute durch Annoncen, Plakate und Agenten. Die Schriftstellerei als Geschäftsbetrieb hat die schöne Literatur ganz überwuchert. Auf jedem Dichterling sitzen soundsoviele Schreiberlinge; sie ernähren sich gegenseitig. Ein komisches Beispiel bietet die Schreiberei, die sich um Grenssen nach dem ersten Halbhunderttausend der Exemplare seines Jörn Uhl angesammelt hat. — Was wird aber Schönbach in seiner nächsten Auflage zu der „Schreiberei um Hilligenlei“ sagen? Diesemal hat die Maschinerie, wie man schon jetzt sehen kann, völlig versagt. Für uns persönlich eine kleine Genugtuung. Wir hatten den Jörn Uhl seinerzeit in einem längern Grenzbotenartikel mit redlichem Bemühen analysiert, seine Vorzüge gelten lassen und seine Schwächen nicht verschwiegen, was uns einen Ragenkopf von seiten des erzürnten Verlegers im Buchhändlerbörseblatt eintrug, den wir pflichtschulbigst quittierten. Jetzt, bei Hilligenlei, müßte es viele Ragenköpfe geben! Was wir damals nur bescheidenlich anzudeuten wagten, daß man aus den Trümmern einer schiffbrüchigen Theologie und aus geschlechtlichen Offenherzigkeiten allein noch keinen Roman höherer Ordnung aufbauen könne, und daß ein Kunstwerk auch kunstmäßiger Komposition und einer sorgsamten Ausarbeitung aller Einzelheiten bedürfe, das hat nun wohl Hilligenlei bald nach seinem geräuschvollen Eintritt in die Welt urbi et orbi genugsam kundgemacht. Selten ist wohl ein Schriftwerk mit lauterm Schalle eingeläutet worden, als Hilligenlei in der ersten Ankündigung: „In den Zeitungen wurde bereits vor Jahr und Tag über Studien berichtet, die Grenssen zu seinem großen Werk gemacht hatte; den Wahlspruch: Erfolg verpflichtet, hat er sich sicher auch zu eigen gemacht, seine Erfolge sind einzig; von Jörn Uhl, der gar nicht auf

den Massenabsatz berechnet war, sind zweihunderttausend Exemplare verkauft worden; Frenssen behandelt mit hohem Mute sittliche und religiöse Fragen usw.“ Als ob dazu Mut gehörte, zu sagen, wonach jedermann jetzt die Ohren spitzt! Und was ist nun bei alledem herausgekommen? Zeitungskritiker aller Richtungen haben das Haupt geschüttelt, die erotischen Sensationen waren auch den stärksten Nerven zu starker Tabak, Sortimenten erboten sich, die verkauften Exemplare zurückzunehmen, und Blätter, die die Zerbröckelung des Christentums als Geschäft betreiben, mußten es als eine Geschmacklosigkeit bezeichnen, daß ein Dichtungswerk am letzten Ende in öde liberaltheologische Polemik ausläuft. Mag das Geschäft auch noch so gut gewesen sein, künstlerisch und moralisch, d. h. für den gesunden Sinn, ist und bleibt Hülligenlei ein Fiasko!

Zu der von Schönbach angemerkten „Schreiberei um —“ ist uns noch ein Beitrag auf den Tisch gelegt worden, der gewiß auch zur Signatur unsrer Zeit gehört. In dem dritten Heft der von zwei Universitätsprofessoren herausgegebenen „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte“ (Leipzig, Max Hesse; 2,50 Mark) behandelt ein dritter nach wissenschaftlich geordneten Kategorien, mit Einleitung, Schluß, Bibliographie und Personenregister, auf dreiundneunzig Seiten Großoktav einen modernen Dichter, der, wenn dieser Bericht gedruckt ist, gerade sein zweiunddreißigstes Jahr vollendet haben wird. Hugo von Hofmannsthal ist sicherlich eine ernst zu nehmende literarische Persönlichkeit, an der namentlich das Streben nach strengen Formen wohlthuend berührt, und manche seiner kleinern Dichtungen scheinen auch inhaltlich interessieren zu können (wir kennen sie nur aus den hier mitgeteilten Proben), aber man wird doch den Eindruck nicht los, daß es, mit ernstem Maßstab gemessen, nur erkünstelte Kleinigkeiten sind, Niederschlag von Lektüre, von Natur- und Kunstwahrnehmung, die nun als Literaturgattungen feierlich gebucht werden. Und zwar bis zu den unwichtigsten Äußerungen. Hofmannsthal hatte einmal Feuilletons geschrieben über Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse. Daraus werden in einem besondern Kapitel Sätze zusammengestellt, die „ebenso und vielleicht mehr“ auf den Dichter selbst passen sollen, und bei Lichte besehen sind es doch nur triviale Stilblüten: „Er — oder sie, was in diesem Falle ganz gleich wäre — hat gegenüber dem Leben die Gebärde der Wenigen; es mit ganzer Seele als ein Ganzes fassen zu wollen, und in den ganzen Mantel gehüllt, nicht einen purpurnen Fegen in der magern Hand, die dunkle Bahn hinunterzugehn.“ Daß dergleichen ein Achtzehnjähriger drucken läßt, ist ja viel weniger merkwürdig, als daß es ein Professor „für Literaturgeschichte“ kommentiert. Und in diesem Sinne ist das ganze Buch so merkwürdig, daß ihm die weiteste Verbreitung zu wünschen ist.

Wir haben noch ein ebenso merkwürdiges Buch anzuzeigen über den Dichter Heine, es ist von dem französischen Philosophieprofessor, auch Hierophanten am Nietzsche-Mausoleum, Henri Dichtenberger, und hat den Titel: „Heinrich Heine als Denker, autorisierte Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.“ (Dresden, Carl Reißner; 5 Mark.) Heine ist ein so anerkannter und uns allen bekannter Dichter, und Friedrich von Oppeln ein so tüchtiger und bewährter Übersetzer, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Aber dreihundertzwölf Seiten, sechs Kapitel, jedes mit Unterabteilungen, über Heine als Denker —

was hat denn Heine eigentlich „gedacht“? Dem Stoff nach ist es eine mit weitläufigen Betrachtungen untermischte Biographie, aber der Stoff ist in abstrakte Kategorien eingeschachtelt, was ja für jemand, der ein Buch schreiben will, eine heilsame Übung sein mag, vielleicht auch noch für Henri Lichtenbergers frühere Zuhörer ein nachträgliches Vergnügen, aber da wir außer einigen Kleinigkeiten nichts darin gefunden haben, was uns unbekannt und zu erfahren wichtig gewesen wäre, so begreifen wir mit dem besten Willen nicht, wo die deutschen Leser herkommen sollen, die diesen splendid gedruckten Band bezahlt machen werden. Man könnte meinen, daß Lichtenberger seinen Helden tendenziös — chauvinistisch oder philosemitisch — verarbeitet hätte, aber das ist nicht der Fall, das Buch ist verständig, vorurteilslos und gut geschrieben. Aber für Deutsche ist es ganz überflüssig, und merkwürdig durften wir das Buch nennen, weil es wieder einmal zeigt, daß wir Deutschen immer noch nicht verlernen können, den Ausländern auch da nachzulaufen, wo wir es am wenigsten nötig haben.

Bei diesem Zustande unsrer zeitgenössischen Literatur ist es das einzig Richtige, daß man die weniger bekannten guten Sachen der vergangenen Zeiten in brauchbaren neuen Ausgaben wieder zugänglich macht. Dazu gehört Takt und Sinn für das Geeignete und außerdem ein gewisses Maß von literarischer Bildung, Eigenschaften, die sich nicht immer bei den Herausgebern solcher Bücher vereinigt finden. Insbesondere zeigen uns die beliebten „Einleitungen,“ daß nur der seinen Lesern den Standpunkt anzuweisen vermag, der sich selbst vorher weit genug umgesehen hat. Wir versuchen das nun an den uns zugegangnen Büchern darzulegen.

Da ist zuerst eine „Auswahl aus den kleinen Schriften von Jakob Grimm,“ Hamburg, im Gutenbergverlag von Ernst Schulze, schön gedruckt auf starkem Papier (2 Mark). Ein herrliches Buch, das die weiteste Verbreitung verdient. Es enthält elf Abhandlungen, darunter die drei Reden auf den Bruder Wilhelm, über das Alter und auf Schiller, klassische Denkmäler der deutschen Prosa, die jeder gebildete Deutsche gelesen haben sollte. Man wüßte nicht zu sagen, welches von den dreien man am höchsten stellen möchte. Aber die Höhe der Betrachtung und die konzentrierte Tiefe des Inhalts der Rede auf Schiller kommen einem in diesem Jahre der geschäftsmäßigen, breitflüssigen Schillerliteratur so recht zum Bewußtsein. Hätten wir statt alles dessen doch nur eine billige Ausgabe der Dramen in einem einzigen Bande für jedermann, ein wirkliches Volksbuch, bekommen! Der Schwäbische Schillerverein hatte ein solches für eine Mark herausgegeben, aber es war sofort vergriffen und soll nicht wieder gedruckt werden. Warum nicht? Das wäre doch eine Ehrenpflicht und eine notwendige Tat gegenüber den vielen überflüssigen Büchern über Schiller. Kein Dichter steht unserm Herzen so nahe, und keiner bedarf so wenig der literarischen Ausschachtung.

In dem Buche von Schulze finden sich einigemal (z. B. Seite 30) bei kurzen und einfachen französischen Stellen unter dem Texte die Übersetzungen hinzugefügt. Es ist doch beinahe geschmacklos, einem Leser, der solche Abhandlungen lesen soll, zuzutrauen, er wisse nicht, daß conseil d'état „Staatsrat“

heißt. Sodann fällt in der Rede auf Schiller auf: Priams Feste war „gefallen.“ Sollte wirklich Jakob Grimm das Richtige im Augenblick entfallen sein? Der Herausgeber hat eine gute, kurze Einleitung vorausgeschickt, was hervorzuheben ist, weil solche Zugaben jetzt oft so mancherlei fragwürdiges Zeug enthalten. Wer schon als Jüngling diese Abhandlungen gelesen hat, als sie noch neu waren, dem kann es nicht entgehen, wie jung und frisch sie geblieben sind. So wie die Werke unsrer großen Dichter, die nicht veralten. Nur an den beiden Stücken: „Erklärung der Göttinger Professoren“ und „Über meine Entlassung“ merkt man den Wandel der Zeit. Die feierliche Auffassung des sogenannten Staatsstreichs des Königs Ernst August von Hannover 1837 (die sich auch der Herausgeber zu eigen gemacht hat) verstehen wir heute nicht mehr. Sachlich, d. h. in seinen praktischen Folgen, war der vielberufne Akt für Land und Leute von gar keiner Bedeutung. Und über das formelle Recht und das Maß seiner Verletzung durch den König konnte man, wie die seither in allen Einzelheiten bekannt gewordne Geschichte der Zeit heute jeden lehren kann, sehr verschiedner Meinung sein. Als aber zwanzig Jahre später die Jahre der Reaktion unter dem blinden König Georg dem Fünften hereinbrachen, mit allen den Gewalttätigkeiten des autokratischen Regiments des Grafen Bismarck, mit Situationen, wo mehr als einmal sämtliche Staatsdiener ihre Entlassung hätten fordern müssen, wenn sie das empfindliche Rechtsgefühl jener Göttinger Professoren gehabt hätten, da mußte wohl die Erinnerung an den einen Rechtsstreit unter dem frühern König verblasen, höchstens diente sie noch einigen alten Achtundvierzigern als Programmnummer weiter. Der Auszug der Göttinger Sieben ist eben ein Stück deutscher Romantik. Wäre es anders, müßten uns doch die übrigen Göttinger Professoren für Kanakillen gelten. Hätte Jakob Grimm das Jahr 1866 erleben können, so würde er wahrscheinlich auf den Standpunkt der kurheffischen Rechtspartei getreten sein, die alljährlich einigemal die Wiederherstellung der annektierten Staaten fordert, wie sich ja auch Gerwinus, der das neue Deutsche Reich noch erlebt hat, niemals in die Neuordnung der Dinge gefunden hat, weil sie auf andre Weise zustande gekommen war, als sie sich der Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts gedacht hatte. Und was hätte wohl Meister Uhland mit seinem schwäbischen Querkopf zu den Ereignissen von 1866 gesagt! Wenn einst ein Geist herniederstiege —. Der Mangel an politischer Einsicht, unser historisches Erbe, hängt uns nicht nur in unserm heutigen politischen Leben nach, sondern ebensosehr bei der Behandlung vergangner Dinge.

Ein geschmackvoll kartonierter Band, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig, hat den Titel: „Strophen Christian Günthers, ausgewählt, eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm von Scholz.“ Günther, der noch achtundzwanzig Jahre alt sein durch Genuß zerstörtes Leben 1723 in Jena beschloß, war ohne Frage ein ungewöhnliches, im Ausdruck der Sprache seiner Zeit weit vorausgeeiltes Talent, das noch heute „künstlerisch“ wirken kann. Aber der Weg führt durch Empfindungen, die mitzumachen nicht jedermanns Sache sein wird. „Für die zwei Äußerungsarten seiner Natur, heißt es in der Einleitung, sein völliges Versinken in grandiose, erschütternde Todesgedanken und sein glühendes Aufgehn im Genuß des wollustvollen Augenblicks steht ein kennzeichnendes Symbol (!) am Anfange seines reisenden Lebens: die nächtlichen

Liebesstunden mit Leonore auf dem Friedhof. Lust erhöht durch Schauer; Todesschauer, furchtbarer, mitten in der Wollust, das ist Günther." Gewöhnliche Menschen werden mit diesem „Symbol“ genug haben. Dichter können anders denken. Otto Julius Bierbaum und Wilhelm von Scholz begegneten einander in dem Vorhaben einer „neuartigen“ Güntherausgabe, das nach Verzicht des einen der andre ausführte. „Die Strophen seiner wilden Sinnlichkeit durften auf keinen Fall fehlen. Günthers Erotik hat in diesem Buche die Stelle erhalten, die sie in seinem Leben einnahm. Ich hoffe, daß der geistige Besitz, den wir an Günther haben, uns mit neuem Stolz erfüllen wird. Je lebendiger unsre Großen unter uns sind, ein um so mächtigeres Kulturvolk werden wir sein.“ Wir dächten, von dieser Art von Kultur hätten wir nachgerade übergenug.

Wir kommen nun zu einer Anzahl von Neudrucken einzelner Werke unsrer Romantiker. „Friedrich Schlegels Fragmente und Ideen, herausgegeben von Franz Deibel“ (als dritter Band einer Sammlung: „Die Fruchtshale,“ bei R. Piper und Komp. in München erschienen, 2 Mark) ist eine dankenswerte Gabe, denn diese Aphorismen der Brüder Schlegel enthalten, wie überhaupt ihre Werke, eine Menge bedeutender Gedanken, die nur noch wenigen bekannt sind. Wäre das nicht so, so hätten dem Herausgeber Franz Deibel in seiner Einleitung nicht die komischen Entgleisungen in bezug auf Schlegel und Nietzsche als „Vertreter einer Bacchantik des Geistes“ passieren können, die er vielleicht einer von ihm zitierten Jenaer Dissertation verdankt. Unser Freund Sentsch sagte einmal am Schlusse eines kleinen Aufsatzes „Nietzsche und Novalis“ (Grenzboten IV, 1898, S. 111): „Die Überschätzung Nietzsches mag zum Teil daher kommen, daß sich Leute auf ihn geworfen haben, die nicht besonders belesen sind, und die nun hier manchen packenden Gedanken zum erstenmal finden, den andre schon in ältern Büchern besser ausgedrückt gelesen haben.“ Wer die Prosaschriften der Brüder Schlegel gelesen hat, der ist auch zahlreichen Gedanken begegnet, die sich in neuer Aufmachung bei Nietzsche wiederfinden, und wenn er außerdem weiß, daß Nietzsche, ebenso wie sein Freund Erwin Rohde, die Romantiker eifrig studiert hat, so wird er keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der große Anempfänger an solchen Stellen, wie wir als Schüler zu sagen pflegten, „selbständig“ abgeschrieben hat. So hat ihm zum Beispiel die Hauptformel seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik,“ den Gegensatz des Apollinischen und des Dionysischen, Friedrich Schlegel geliefert. Die achtundzwanzig Seiten lange Einleitung Franz Deibels, die den Gedankenkreis der Schlegelschen Fragmente „in den wesentlichsten Punkten umschrieben haben“ will, flattert in Wirklichkeit ohne Plan und Ziel hin und her. Man erwartet eine klare historische Fundamentierung mit konkreten Angaben und findet statt dessen ein Auf und Nieder von Betrachtungen, die zum Teil äußerst trivial, zum Teil verkehrt und jedenfalls alles andre sind als eine Anleitung zum Verständnis der Schlegelschen Schrift. Sulger-Gebings Buch über die Brüder Schlegel (München, 1897) hätte ihm hier den richtigen Weg zeigen können.

Der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig hat uns mit einer sehr schönen Ausgabe Hölderlins beschenkt. Der erste Band enthält den Roman Hyperion mit einer Auswahl von Briefen und einer ansprechend geschriebnen Entwicklungsgeschichte des Dichters von Wilhelm Böhm, der zweite seine Ge-

dichte, der dritte seine Tragödie: Der Tod des Empedokles und seine Übersetzungen des Königs Ödipus und der Antigone von Sophokles; Preis jedes Bandes drei Mark. Hölderlin hat eine warme, tiefe Empfindung, und alles in ihm ist so rein und edel, seine ungemein ausdrucksfähige Sprache so reich an Tönen und süßem Wohlklang, daß er nicht vergessen zu werden verdient. Er gehört ja nicht zu unsern kraftvollen Dichtern, denn er war eine weiche, auf Kontemplation gestimmte Natur, und sein langes Leben ging früh in einen geistigen Todeszustand über, sodaß für seine Produktion kaum zehn Jahre zu rechnen sind, auch diese durch Hemmungen jeglicher Art gestört. Aber in seiner Laufbahn ist nichts widerwärtiges und perverses, sein Verhältnis zu Diotima hat unsre volle Teilnahme, und wenn auch sein Hyperion kein reifes Meisterwerk ist, und seine Gedichte größtenteils nur Formleistungen sind, so wird alles das als Ganzes, doch teils als Lebensäußerung einer sympathischen Persönlichkeit, teils als Ausdruck gewisser literarischer Stimmungen im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, seinen Wert behalten. Die Romantik kündigte sich an. Gleich einem Felsen von Erz stand Schiller mit seinem klassischen Ideal da. Er brauchte keinen. Die andern mußten ihm kommen, ob sie ihn angriffen oder Hilfe bei ihm suchten. Zu diesen gehört Hölderlin. Für ihn war es wohl ein Lichtblick, daß sich Schiller seiner freundlich annahm, aber es war nicht zu seinem Glück, denn als Nachfolger Schillers fand er doch nur die kühle Sprache der Nachahmung, eine Verzettlung der Kräfte, die sein ohnehin nicht starkes Talent am wenigsten vertrug.

Etwas ganz besonderes ist eine Publikation des Inselverlags in Leipzig: „Das Kreislerbuch, Texte, Kompositionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller“ (Preis 6 Mark). Bei Hoffmanns Tode 1822 war die Biographie des Kapellmeisters Kreisler noch nicht abgeschlossen, sie bestand aus zwei Bänden, in deren Erzählung die Lebensansichten des Katers Murr stückweise eingesprengt waren; ein dritter sollte folgen. Nach der Schätzung des Herausgebers drückt sich in der Selbstdarstellung des Kreislerbuchs die höchste Stufe der Hoffmannschen Schriftstellerei aus, während in dem Katersteil nur der witzige Literat zu uns spricht. Da nun die Unterbrechung die Wirkung des Hauptwerks stört, so hat er die Katerstücke beseitigt und das Kreislerbuch, unter Hinzufügung eines Stückes des dritten Teils und einer „Auswahl älterer Kreislerstücke,“ so hergestellt, „wie es Hoffmann vorgeschwebt hat, wie er es vielleicht selbst in einer zweiten Auflage gestaltet hätte.“ Eine ausführliche Einleitung, vier Musikbeilagen, fünf Bilder und ein Bündel Schlußanmerkungen vervollständigen das Werk, das sich „zunächst an solche wendet, die Hoffmann noch gar nicht, oder was fast dasselbe bedeutet, nur als Novellisten kennen.“ Denn — so heißt es in einer dem Buche beigegebenen, aus der „Zukunft“ abgedruckten Selbstanzeige — „seine ganze übrige Produktion sinkt diesen Gruppen gegenüber zur Unterhaltungsliteratur herab. Namentlich die ersten Berliner Jahre, in denen der größte Teil der in den Serapionsbrüdern vereinigten Erzählungen entstand, fasse ich als eine Zeit der Dürre auf, die nur dadurch fruchtbar für Hoffmann wurde, daß er in ihr sich technisch als Erzähler vollendete.“ Dieser Berliner Dürre gegenüber stellt

Hans von Müller den Hoffmann der Kreislerbiographie so hoch, daß er ihn, wie es in der Einleitung heißt, „nur mit Einem vergleichen kann, dem er sonst wahrlich nicht ähnlich sieht, mit einem jüngst Gestorbenen, dessen Namen ich nicht nennen mag, weil alle Gassen davon widerhallen. Wie dieser Tapferste, kann er einem zum Trost werden, zum Vorbild, wenn man selbst schwer zu leiden hat und gewillt ist, sich von keinem dreinreden zu lassen. Und in diesem Sinne ehre ich die Kreislerbiographie als eins der großen Andacht- und Trostbücher.“ Bis jetzt ist man wohl meist der Meinung gewesen, daß die Periode der „Berliner Dürre“ das einzige erfreuliche in Hoffmanns Laufbahn ist, daß einzelne seiner Novellen in bezug auf die Kunst der Erzählung sogar zu dem Besten unsrer in dieser Hinsicht allerdings nicht gerade sehr reichen Literatur gehören, und die meisten von uns werden wohl auch den von Hans von Müller ausgewiesnen Kater Murr wenigstens der Kreislerbiographie noch vorziehen, wenn sie ihn auch nicht zu ihren Lieblingsbüchern gerechnet haben mögen, was er uns aus seiner Gymnasialzeit berichtet. Sein Meister Grisebach habe ihn darauf hingewiesen. Wir stellen dazu ein Urteil eines noch größern Meisters, der auch einmal in Grisebachs Heimat, Göttingen, gelebt hat, Gervinus, der von diesen Schriften Hoffmanns sagt: „Sie erschüttern die leicht erregliche Phantasie der Frühjugend, und später begreift man diese Wirkungen nicht mehr.“ Und nun wird das Wunderlichste von allem, was Hoffmann geschrieben hat, diese verdrehte Kreislergeschichte, als Andacht- und Trostbuch ausgeben. Sollte bei dieser Umwertung vielleicht jener jüngst Gestorbne Bevatter gestanden haben, von dessen Namen alle Gassen widerhallen?

Unter dem Titel: „Deutsche Märchen des neunzehnten Jahrhunderts, ausgewählt und eingeleitet von Leo Berg“ bietet uns der Verlag von Hüpeden und Merzlyn, Berlin, Leipzig und Paris, einen stattlichen, schön gedruckten Band (5 Mark). Der Herausgeber hat die von ihm beabsichtigte relative Vollständigkeit seiner Sammlung, da einige Verleger ihre Erlaubnis versagten, nicht erreichen können. Nun sind es vierzehn Stücke geworden, eine ziemlich bunte Gesellschaft. Eine einheitliche Gruppe bilden fünf: Goethes Neue Melusine, Der Sänger aus Novalis Heinrich von Ofterdingen, Der blonde Eckbert von Tieck, Brentanos Baron von Hüpfenstich und Hoffmanns Rußknacker und Mauselkönig, alle geistig miteinander verwandt, für ihre Urheber bezeichnend und an sich hübsch. Lesbar und passend sind auch noch Platens Rosensohn und allenfalls Hebbels Rubin, langweilig und nichts sagend dagegen Wielands Stein der Weisen, Arndts Seelkönigin und Benzels Sternaus Mantel der Zukunft, aus Jeremias Gotthelf und Musäus etwas abzudrucken hatte keinen Zweck, und Hauff und Immermanns Münchhausen gehören überhaupt nicht in eine solche Sammlung. Mit diesem Ballast beschwert, ist das Buch für das, was es bietet, zu teuer geworden, wogegen jene erste Gruppe für sich allein, eingeleitet durch eine bessere Charakteristik des romantischen Märchens, als sie diese Einleitung gibt, etwas hätte nützen können.

Das hier Vermißte gibt uns in erwünschter Vollkommenheit ein bei Eugen Diederichs in Leipzig verlegtes allerliebstes kleines Buch: „Romantische Märchen von Brentano und Tieck, in Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille.“

Die uns vorliegende erste Reihe enthält: Die Elfen von Tieck und von Brentano Gockel, Hinkel und Gackeleia, Schulmeister Klopffstock und Das Märchen von Kommanditchen. Die Einleitung, die uns wirklich in die Stimmung dieser Märchen hineinversetzt, nimmt ihren Ausgang von Willes eignen Kindheits-erinnerungen und führt uns dann durch einleuchtende und nicht in trockenem Lehrton vorgetragene Bemerkungen über die Natur des Märchens äußerst glücklich in Brentanos Kindheit ein und in sein Verhältnis zu Goethes Mutter, die ihm die ersten Anregungen gab zu diesen reizenden Sachen. Brentano ist in der volkstümlichen Prosaerzählung ein Meister wie wenige, ein wirklicher Dichter von echtem Ton, den er auch in einigen seiner Vieder getroffen hat. Das ist unvergängliches Gut. Wille ist ebenfalls ein Dichter, trotz manchem, was uns nicht an ihm gefällt. Wir möchten, daß er uns noch wenigstens zwei solcher Bände schenkte.

Wir schließen hier noch die Erzählungen eines andern Schriftstellers an, der uns sehr sympathisch ist, weil sie, ohne Märchen sein zu wollen, viel von der Poesie und dem Stimmungsgehalt guter Märchen haben und insbesondre ein Gefühl für die Natur kundgeben, wie es einst unsre Romantiker hatten, etwas, was tiefer dringt als die bloße Schilderung, was die leblosen Dinge beseelt, sodaß sie zu uns gehören und an unserm Leben teilzunehmen scheinen. Die Novellen des Holsteiners Timm Kröger sind ihrem äußerlichen Gehalt nach Heimatskunst im besten Sinne. Die Träger der Handlung sind Bauern oder kleine Leute, und ihre Erlebnisse alltäglich, aber hinter diesen kleinen Dingen steht eine reine und große Auffassung vom Werte des Lebens, die den Leser beruhigen, befreien und innerlich fördern kann. Solche Wirkungen erfuhren unsre Väter und Mütter, als sie noch Jean Paul lasen. Aber dessen Stoffe mit ihren längst verschwundenen Zuständen sind den Heutigen fremd geworden, und seine Schreibweise wäre ihnen auch zu umständlich, sein Humor zu kraus. Bei Timm Kröger kommt der Leser viel eher ans Ziel, sowohl in der einzelnen Situation wie in dem Gange der Erzählung. Diese kleinen Bände, die zum Teil in zweiter und dritter Auflage erschienen und jetzt alle in den Verlag von Alfred Janssen in Hamburg übergegangen sind (sie kosten je 2 oder 3 Mark), heißen: Leute eigner Art, Novellen eines Optimisten; Hein Wied, eine Stall- und Scheunengeschichte; Der Schulmeister von Handewitt; Eine stille Welt, Geschichten aus Moor und Heide; Der Einzige und seine Liebe; Um den Wegzoll. Die Wohnung des Glücks, ein Novellenkranz, das erste, was wir von Timm Kröger kennen lernten (1898, IV, S. 263), ist inzwischen in Reclams Universalbibliothek aufgenommen worden. Alle diese Titel sind einladend. Wer sich aus den gespannten Situationen unsrer modernen Großstadtromane zurückfinden will in eine ruhige und gesunde Betrachtung des Lebens, der wird die Bücher nicht enttäuscht aus der Hand legen. Was ihre Titel versprechen, das leisten sie auch.

